

[17]

## Unter der Königstamme.

Breizgekrönter Roman von Maria Theresia May.

Siegfried sagte das schöne Mädchen, das in seiner Erregtheit so unbesonnen sprach, jetzt erst recht fest ins Auge und antwortete sehr entschieden: „Allerdings, Baronesse. Der Bürger verurtheilt mit vollem Rechte rücksichtslos die kopflose Verschwendung vieler Aristokraten.“

Jella suchte zusammen.

„D! — Sie wählen die Worte nicht,“ sagte sie scharf, „Sie sprechen als bürgerlicher Geschäftsmann, also nicht ohne Voreingenommenheit. Nur aus diesen Vorurtheilen fließt Ihre Behauptung, daß jene Ausgaben, welche ein standesgemäßes Auftreten uns aufnöthigen, kopflose Verschwendung seien. Ein Edelmann darf dort nicht um den Groschen markten, wo — ich gebe das ja zu — dem Bürger die Pflicht des Sparens obliegt.“

„Es ist ein wahres Glück, gnädiges Fräulein,“ entgegnete Siegfried mit leiser Ironie, „daß nicht alle Aristokraten Ihre Gesinnungsgenossen sind, sonst hätte der Adel die Grundlage seiner Existenz längst dort eingebüßt, wo sie nicht vorsichtigerweise das Geheiß der Unverwundlichkeit schließt. Doch lassen wir das, gnädiges Fräulein. Ich bedauere, nicht die Zeit zu einem Streite über Prinzipien zu haben. Ich muß nun meine Bitte wiederholen, diese Rechnung dem Herrn Baron zu zeigen.“

Jella überlegte einen Augenblick. „Ich bitte,“ sagte sie, „theilen Sie mir vorher rücksichtslos die ganze Wahrheit mit; Sie pflegen ja sonst nicht so schonungsvoll zu sein.“

„Gewiß nicht, wenn meine Pflicht mir Schonung verbietet!“ Es bligte dunkel in den so ruhigen Augen des Direktors. „Sie wünschen die Wahrheit zu hören, Baronesse, und Sie sollen sie hören, da ich bei Prüfung der Sachlage finde, daß Sie nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht haben, diese Wahrheit zu vernehmen. Ihrem Wunsche, diese Rechnung sofort zu begleichen, kann nicht entsprochen werden, weil der Gutsverwaltung diese Summe nicht zur Verfügung steht und für die nächsten Monate auch nicht zur Verfügung stehen wird. Der Herr Baron v. Rothheim befindet sich in so mißlicher finanzieller Lage, daß er wichtigere Dinge in Ordnung zu bringen hat, als die Rechnung eines Händlers von Sammet und Seide und dergleichen Tand, umsomehr, als dieser Mann Laufende fordert.“

Jella's schönes Gesicht war sehr blaß geworden. „Sie wären noch grausamer, als Sie mir ohnedies erscheinen,“ antwortete Jella langsam, „wenn Sie mir jetzt nicht die Wahrheit unentstellt gesagt hätten. Ich muß diese demüthigende Wahrheit ertragen, und frage Sie nur, was bleibt mir zu thun übrig, denn mein Stolz, meine Selbstachtung fordern, daß diese — diese Summe in der That womöglich umgehend bezahlt wird.“

„Beruhigen Sie sich, gnädiges Fräulein. Der Chef der betreffenden Modehandlung wird sehr zufrieden sein, wenn man ihm bekannt geben wird, daß sein Schreiben zur Kenntniß genommen wurde, und daß seine Forderungen baldmöglichst beglichen werden würden. Durch diesen ehrlich gemeinten Schritt wird weder Ihr Stolz, noch Ihre Selbstachtung geschädigt. Wollen Sie übrigens noch meinen Rath, so will ich Ihnen denselben aufrichtig geben, selbst auf die Gefahr hin, von ihnen noch viel rücksichtsloser und grausamer gehalten zu werden, als dies nach Ihrer gütigen Versicherung bereits der Fall ist.“

Die feinen Lippen der Baronesse preßten sich fest aufeinander. Sie hätte wohl am liebsten ein „Empörend“ oder „Unerträglich“ hervorgestoßen, aber es galt ja nicht ihr eigenes Interesse allein, es galt auch das ihres Vaters, der diesem Direktor die Ordnung seiner Vermögensverhältnisse anvertraut hatte.

„Sprechen Sie,“ sagte Jella, nachdem sie ihre Aufwallung niedergekämpft hatte; aber die Baronesse wandte dabei das Gesicht ab, sie fand nicht nur Siegfrieds Worte, sondern auch seinen Blick „unerträglich!“

Der Direktor schien die Bewegung des jungen Mädchens nicht zu bemerken. In ruhigem Tone begann er: „Nachdem ich dem Herrn Baron v. Rothheim volle Klarheit über den Stand seiner finanziellen Angelegenheiten verschafft hatte, beschloß er sofort, sich einzuschränken. Er wird einen Theil seiner Diener entlassen und einen Theil seiner Pferde verkaufen. Glauben Sie nicht, gnädiges Fräulein, daß die Tochter die Pflicht hat, dem Vater die ungewohnte Last, gewisse Liebhabereien entbehren zu müssen, — ich spreche jetzt von Ihrem Standpunkte, denn in meinen Augen ist der Gehorsam gegen eine Forderung der Pflicht keine Last — nicht allein tragen zu lassen?“

„Ich kann nichts entbehren“ — jenes Wort, das Jella damals im rothen Zimmer ihrer Tante gesagt hatte, wollte ihr wieder auf die Lippen treten, aber sie wiederholte es doch nicht. Schneidend fragte sie nur: „Soll ich, sobald mein Vater die Pferde verkauft hat, vielleicht meine Garderobe versteigern?“

Ein mittelbüdiges Rächeln umspielte eine Sekunde lang den ernstern Mund des Direktors.

„Wenn vorauszusehen wäre, daß sich daraus ein nennenswerther Ertrag erzielen ließe, würde ich auch dazu rathen,“ sagte Siegfried so ruhig, als hätte er die Worte der Baronesse ernst genommen, während Jella ihn fast sprachlos ansah. „Modeartikel,“ fuhr er fort, „werden jedoch gewöhnlich weit über ihren wirklichen Werth bezahlt, so daß sie von Anfang an nur in der Einbildung eine entsprechende Summe repräsentiren; beim Verkauf zahlt man nun obenrein nicht einmal den wahren Werth, sondern nur einen Bruchtheil. Deshalb bin ich nicht so grausam, einen Toilettenverkauf zu empfehlen. Mein Rath bezieht sich nur auf die Zukunft. Lassen Sie sich von nun an mit der Hälfte der Summe genügen, welche diese vorliegende Jahresrechnung ausweist. Nach zwei, drei Jahren wird bei kluger Verwaltung seiner Güter der Baron ja wieder in der Lage sein, seiner Tochter jeden Wunsch, falls er nicht zu kostspielig ist, zu gewähren.“

Jella stand hastig auf, ein kostbares, mit reichen Spitzen geschmücktes Gewand umfloß auch heute die wunderschöne Gestalt, die das Haupt so stolz zurückwarf, daß diese Geberde allein schon den entschiedensten Protest gegen die Zumuthung Siegfrieds ausdrückte, während sie rief: „Ich kann mich doch nicht wie eine Nähmamsell kleiden!“

Auch der Direktor war aufgestanden. „Kennen Sie die Fürstin Altmark, Baronesse?“ fragte er.

Jella sah ihn überrascht an. „Ja, sehr gut, wie kommen Sie auf die Fürstin?“

„Wollen Sie die Güte haben, mir Ihre Meinung über diese Dame mit der Ihnen eigenen Offenheit zu sagen?“

„Fürstin Altmark ist eine der lebenswürdigsten Damen, die ich kenne,“ entgegnete Jella.

„Und trauen Sie ihr guten Geschmack zu?“

„Ich weiß, daß die Fürstin tonangebend in ihren Kreisen ist.“ „Das freut mich, daß Sie das sagen, Baronesse; denn ich theile diese Ansicht vollkommen. Fürstin Altmark ist eine Dame, deren Toilette ich bisher fürstlich, d. h. grazios und zugleich von wahrhaft eleganter „Einfachheit“ gefunden habe,“ sagte der Direktor mit Betonung.

„Die Fürstin ist eine so schöne Frau, daß sie getrost auf jeden Schmutz durch die Toilette verzichten kann,“ bemerkte Jella, während ein helles Roth bis zu den dunkelblonden Haarwellen an den Schläfen stieg.

„Ja, die Fürstin Altmark ist sehr schön, aber Jella v. Rothheim ist schöner,“ erwiderte Direktor Siegfried so ruhig, als spräche er ein Urtheil beim Betrachten eines Kunstwerkes. Jella fühlte das, und niemals noch hatte eine Anerkennung ihrer Schönheit, die sie doch schon tausendfach hatte preisen hören, sie so in Verwirrung gesetzt, als das einfache Wort des Direktors.

Wie in verlegener Spiele schob Yella einen Ring an dem Reinen Finger ihrer Rechten auf und ab und sagte beinahe schlichtern: „Ich werde versuchen, Ihren Rath zu befolgen.“

„Thun Sie das, Baronesse, Sie werden nur gewinnen,“ entgegnete Siegfried nun in herzlichem Tone.

In diesem Augenblicke fiel Yella's Ring zu Boden. Der Direktor bückte sich rasch und reichte ihn dem schönen Mädchen. „Ein schönes Kleinod,“ sagte er, um Yella über das Peinliche des Momentes wegzuhelfen.

„Ja, die Steine sind sehr schön,“ entgegnete Yella hastig. „Leider ist dieser Ring das einzige Stück, das uns von unserem reichen Familienschmucke geblieben ist. Vor beinahe einem Jahre wurde die Kassetten mit dem ganzen Schmuck aus meinem Boudoir gestohlen und keiner Bemühung der Gerichte gelang es, eine Spur der Thäter zu finden.“

„Das ist sonderbar! Jedemfalls müssen dem Diebe die Dertlichkeit und sonstige günstige Umstände genau bekannt gewesen sein.“

„Von unseren Dienern war keiner der Dieb,“ entgegnete Yella; „der Einbruch geschah von außen — die Fenster meines Boudoirs waren eingedrückt.“

Der Direktor legte die ihm vorhin von Yella übergebenen Papiere zusammen. „Sie erlauben, gnädiges Fräulein, daß ich diesen Brief und die Rechnung zu mir nehme, um Vergleichen anzustellen.“

„Wie Sie es für richtig finden, Herr Direktor,“ sagte Yella wieder ziemlich hochfahrend. „Ich würde Sie auch bitten, über unsere Unterredung und alles Besprochene zu schweigen, wenn die verschwiegenen Männer nicht nur in Romanen zu finden wären.“

„Sie irren,“ entgegnete Siegfried und steckte die Papiere zu sich.

„So lange ich nicht Beweise für Ihre Verschwiegenheit habe, so lange müssen Sie mir gestatten, Sie für keine Ausnahme zu halten.“

Der Direktor lächelte, wie man über die unüberlegten Aeußerungen eines Kindes lächelt. Schon wollte er sich ohne eine weitere Entgegnung zurückziehen, da fiel sein Blick wieder auf das kleine Aquarell über dem Pianino. „Darf ich Ihnen eine kleine Episode aus meinem Leben erzählen?“ fragte er, wie einem raschen Entschlusse folgend.

„Ich bitte,“ sagte Yella lächelnd und nahm ihren Platz wieder ein; aber Siegfried blieb trotz der einladenden Handbewegung der jungen Dame sitzen.

„An einem herrlichen Frühsonnertage — es sind schon viele Jahre her — die Sonne brannte glühend wie im August, da wanderte ich mit leichtem Mantel und leichtem Beutel meiner Heimath zu, um meine alte Mutter wieder einmal zu besuchen. Mein Weg führte durch einen prachtvollen Nadelwald. Es war so herrlich da, daß ich mich unter einer Tanne niederwarf, um einmal die ganze Sommerpracht des Waldes zu genießen. Schmelzend legte sich die heiße Sommerluft um meine Schläfe, und während ich träumend ins Blaue blickte, schlummerte ich wirklich ein. — Da gellte ein Hilferuf durch den Wald, und erschreckt sprang ich auf. Ein zweiter, noch angstvollerer Ruf folgte dem ersten, und ich eilte der Stelle zu, von woher er ertönte. Ein vom starken Gewitter-

regen angeschwollener Bach rauschte kaum ein Duzend Schritte von dem Plage entfernt vorüber, wo mein Lager war. Eine ältere Dame stand händeringend am Ufer, an dem die Kleidungsstücke eines Kindes lagen. Aus dem Wasser aber tauchte der blonde Kopf eines Mädchens auf, das verzweifelt gegen die Wellen kämpfte.

Im nächsten Moment verschwand jedoch die ganze zarte Gestalt. Ich warf meinen Rock ab und sprang in das Wasser. Es kam bald eine so tiefe Stelle, daß ich schwimmen mußte, und dort war auch das Kind verschwunden. Ich gelangte bald zu ihm; die arme Kleine war mit den Füßchen zwischen Baumwurzeln gerathen und da stecken geblieben. Es gelang mir nicht gleich, sie zu befreien, umso mehr, da das Mädchen bereits beuhtlos geworden war. Endlich aber hatte eine Kraftanstrengung den gewünschten Erfolg. Ich nahm das Kind in meinen Arm und in einer halben Minute legte ich es in das weiche Moos zu Füßen der älteren Dame, der Erzieherin des Mädchens. Die Bewußtlosigkeit des Kindes dauerte nicht lange, und nach kurzer Rast konnte das Kind, das die Tochter eines reichen, adeligen Herrn war, den Weg nach dem väterlichen Schlosse antreten. Ich hatte die Kleine, die heftig fröstelte, in meinen Plaid gehüllt. Die Erzieherin nannte mir den Namen des Vaters der kleinen Geretteten und ersuchte mich, meinen Plaid abzuholen, wenn ich meine nassen Kleider getrocknet hätte. Meinen Namen zu nennen hielt ich für überflüssig. Durchnäht wie ich war, wanderte ich weiter, und nachdem ich bei meiner Mutter angelangt war, wurde ich krank. Als ich einigermaßen genesen war, mußte ich nach L. zurückkehren, wo ich studirte. Ich wanderte zu Fuß, denn ich war damals sehr arm. Da hörte ich in einem Wirthshause zwei Bauern davon sprechen, daß der Baron — der Name thut nichts zur Sache — dem unbekanntem Retter seiner Tochter eine Belohnung von 200 Francs zugesagt und dies durch die Gemeindevorstände der umliegenden Orte habe bekannt machen lassen.

Damals, nun, ich war jung und hätte das Geld wohl brauchen können. Ja, die Zurückgabe meines Plaids wäre mir schon sehr erwünscht gewesen. Aber für eine That, die in meinem Falle so einfach, so selbstverständlich gewesen, eine Belohnung zu verlangen, widerstrebte mir im Innersten. So ließ ich meinen Plaid im Stich,“ schloß Siegfried mit halbem Rächeln, „und wanderte meine Straße weiter nach L.“

Kein Zeichen der Wimpern verrath, was in der Baronesse vorging, während der Direktor sprach. Nun, da er gendert hatte, hob sie den Blick, und Siegfried sah, daß ihr Auge seltsam schimmerte.

„Sie können schweigen,“ sagte sie und neigte leicht das Haupt. — Sie wollte anscheinend noch mehr sprechen, doch mit rascher Verbeugung verließ Siegfried den Salon. Hastig schritt die Baronesse in ihr Boudoir. Sie schob den Riegel vor und nahm aus dem untersten Fache eines hohen Schrankes einen unscheinbaren dunklen Plaid.

„Also Siegfried war es, Kolb Siegfried,“ sprach sie mit bebender Stimme. „Jetzt weiß ich, wo ich diese Stimme bereits gehört habe; ja, damals bei der Königstanne am Rothempfaß!“

(Fortf. folgt.)

[13]

## Das Geheimniß des Forsthauses.

Von Fritz Brentano.

In der halbdunklen Stube herrschte eine ganze Pause des Schweigens.

Der Fürst saß stillsinnend und seine ungewollte Stirne schien nichts Gutes zu verkünden, bis sein Blick wie von ungefahr auf Frau Anne fiel. Ueber sein Gesicht blitzte wieder jener zuglühenden Wohlwollens und die Wolken verschwanden. Rasch erhob er sich und trat zu dem Fenster, wo er die geschlossenen Faltenfäden aufstieß.

Der würzige Waldesduft wogte in Strömen in das Zimmer; der Herbstglanz leuchtete goldig herein, und es war, als ob vor seinen glühenden Lichtern, welche neckisch da drüben an der Wand spielten, die dunklen Schatten des Glends und Unfriedens aus dem Hause flüchteten, wo sie jahrelang ihr Wesen getrieben hatten.

Die Försterin blickte ängstlich nach dem fürstlichen Gast, aber auch über seine Blicke ging es wie Sonnenschein und Gnade, als er sich wieder zu ihr wandte und sprach:

„Das ist eine traurige Geschichte, die Ihr da erlebet. Doch laßt Euch nicht gereuen, daß Ihr sie mir mitgetheilt habt. Ich

danke Euch, Frau, für Euer Vertrauen. Gebt Acht, nun wird Euch wohlthun, da die Last herunter ist. Und was Euren Mann betrifft —“

„Gnade, Gnade für ihn!“ flehte Frau Anne und hob bittend die Hände empor.

„Ruhig, Frau,“ antwortete Leopold von Dessau, „regt Euch nicht von neuem auf, das Vergiste soll überstanden sein, verlaßt Euch darauf! Laßt mir Zeit die Sache zu überdenken. Was ich über ihn beschließen werde, wird sich finden und ich will Sorge tragen, daß er es Euch morgen selbst mittheilen soll. Aha, da schießt das Roth in Eure Wangen!“

„Dank, hoher Herr, Dank!“ stammelte die Försterin und wollte sich dem Fürsten zu Füßen werfen, was dieser aber mit einer raschen Handbewegung verhinderte.

„Laßt es gut sein, armes, vielgeprüftes Weib,“ sprach er mild, „und laßt mich dafür, daß dießes Roth, das Euch so gut ansteht, auf Euren Backen bleibt. Und was den Alten betrifft — na, zittert nicht — so vergeht ihn, denn daß er Euch nicht mehr lästig fallen soll, laßt meine Sorge sein. Weh ihm, wenn er





meinen Landknechten in die Hände fällt! Seid guten Muths und gehabt Euch wohl für heute — es ist Zeit zur Heimkehr. Reich mir die Hand — so — bald sollt Ihr Weiteres von mir hören.“

Frau Anne stand wie im Traum am Fenster und sah dem Fürsten nach, wie er festen Schrittes dahin ging und endlich im Dunkel des Waldweges ihren Blicken entchwand.

Zum ersten male wieder fiel ihr die Waldesprache in die Augen und vernahm ihr Ohr das Flüstern und Klauschen der Bäume — den Sang der Vögel. Ihre Brust hob sich leicht und frei wie seit Jahren nicht, ihre Lippen bewegten sich in einem stillen Dankgebet und die lange Spannung ihres Innern löste sich in süße Thränen. —

## VII.

In dem Gemach des Fürsten hatte sich eben eine bewegte Scene abgepielt.

Am frühen Morgen bereits hatte Leopold von Dessau den Förster Justiz von der Wache, wo er die Nacht verbrachte, zu sich beschicken lassen und ein langes Verhör, zuerst mit ihm allein, dann aber auch mit dem alten Justiz, seinem Leibknecht, angestellt.

Mit feiner Silbe hatte der Fürst angedeutet, daß er bereits um alles wisse, und wenn er damit die Wahrheitsliebe von Vater und Sohn auf die Probe stellen wollte, so erreichte er seinen Zweck vollkommen. Denn hatte sich auch der Förster dem alten Brandeis gegenüber beharrlich gewelgert, denselben mit der ganzen Geschichte seines Unglücks bekannt zu machen, so waren doch die ernstmahrenden Worte des Oberforstmeisters nicht spurlos in seinem Innern verhallt und während der schlaflosen verbrachten Nacht war der Entschluß in ihm gereift, alles, was ihn bedrückte, zu bekennen.

Auch er fühlte, daß es Zeit sei, das Vergangene abzuschütteln und, wenn es sein müßte, als Mann zu fühlen, und nur der Gedanke an sein geliebtes Weib, an seinen braven alten Vater schnürte ihm die Brust zusammen, daß das Geständniß fast nicht über sein Lippen wollte. Und wie er dasselbe ablegte, die verzweifelte und doch so rührende Mühe, die er sich gab, alle Schuld auf sich zu nehmen und der Seinen zu schonen, die Art und Weise, wie er selbst um seines Weibes willen, die schweren Verurtheilungen seines Schwiegervaters zu mildern suchte — all dieses griff dem Fürsten, unter dessen rauher Außensseite ein so weiches, mildes Herz schlug, mächtig an die Seele. Mit stillen Stämmen ruhete sein Auge auf dem schlächtigen Mann als dem Bolke, der durch acht kummervolle Jahre hindurch so Schweres getragen hatte, um seiner treuen Liebe willen, — dem die reuige Qual wegen eines, in der Verzweiflung des Augenblicks begangenen Fehltritts, — keine Ruhe mehr gönnt und der nicht einmal verurtheilt hatte, sein Gewissen in Schlummer zu wegen, oder durch Preisgebung des wirklich Schuldigen die Last von seinem Herzen zu wälzen.

Und als der Vater Justiz nach den ersten Worten seines Herrn sich dem Fürsten zu Füßen warf und auch sein Geständniß nur wieder ein Zeugniß seiner treuen anopfernden Liebe war; als er flehentlich bat, allen Born auf sein graues Haupt auszugießen und seiner armen Kinder zu schonen, da litt es selbst den starken, tapfern Soldaten Leopold von Dessau nicht mehr, länger die Qual der beiden Männer mit anzusehen. Er fühlte, daß es noch ein anderes Heldenthum gebe als dasjenige, welches mit dem blanten Schwert in der Faust auf dem rauchenden Schlachtfeld erkämpft wird — das Heldenthum der wahren, herzinnersten Liebe, wie sie hier der Vater dem Sohne, der Mann seinem Weibe bewährte.

Er hatte mit eigener Hand den alten Diener vom Boden erhoben und ein gar feltbarer Zug innerer Bewegung verklärte das männliche Gesicht des kräftigen Fürsten, als er sich zu dem schwergebeugten Förster wandte und sprach:

„Es ist mir lieb, Justiz, daß er Vertrauen zu seinem Fürsten

hatte und die Wahrheit bekannte. Ich wußte alles, was er mir mittheilte, ja noch mehr. Schau er mich immerhin erkannt an, bald wird er erfahren, daß ich ihm nicht zu viel sagte. Aber ich habe auch Vertrauen zu ihm, Hans Justiz, daß es ihm nunmehr, nachdem er sehr Gewissen erleichtert hat, auch leichter fallen wird, ein noch treuerer Diener seines Herrn zu sein, als er es seit jenem Unglücksfall war, wo er einen Flecken auf seine Ehre warf, den ich als getilgt betrachten will. Was hier und anderwärts gesprochen worden, soll unter uns bleiben, darauf geb ich ihm mein fürstliches Wort, und auch dir, du alter treuer Kerl, soll alles in Gnaden vergessen sein.“

Bei diesen Worten reichte Leopold von Dessau seinem Leibknecht die Hand, welche dieser zitternd ergriff und seines Wortes mächtig, an seine Lippen drückte. Der Förster aber war vor seinem gnädigen Herrn auf die Kniee gesunken und der Thränenstrom, welcher aus den Augen des starken Mannes brach, verklärte mehr als alle Bethenerungen der Lippen, daß er bereit war, für diesen Herrn zu jeder Stunde in den Tod zu gehen.

Es war ein feierlicher Augenblick, als ein Wort der Milde drei Menschen den langentbehrten Frieden wiedergab. Wie Frühlingsluft und Auferstehungsklang ging es durch das Gemach, wo ein echter Fürst von seinem göttlichen Vorrath — dem der Gnade, — so schönen Gebrauch gemacht hatte.

„Und nun genug, Alter,“ sprach nach einer kurzen Pause der Fürst, „es ist Zeit, daß der Förster heimkehrt zu seinem Weib. Geh hinunter und laß ihm einen Gaul satteln, damit Frau Anne von ihrem Dangen erlöst wird. Es hat ihr einer versprochen, daß es bald geschehen soll und er will sein Wort halten. Ah, da staunt Ihr wieder! Na, Hans Justiz, sag' er ihr nur, der Förster Kleper lasse sie grüßen und nun geht.“

Vater und Sohn verließen erdichtet von dieser Wendung ihres Schicksals das Gemach und eine halbe Stunde später trabte der Förster dem Wolfsgrund zu. Ihm war so glücklich zu Muth, als sei erit heute der richtige Hochzeitstag für ihn und seine Anne angebrochen und als er nach einem scharfen, einständigen Ritt dem vor der Thüre der Försterwohnung lungenden Burken die Zügel zuwarf und vom Pferde sprang, da schaute ihn dieser verwundert in das leuchtende Antlitz. So hatte er seinen Herrn noch nie gesehen und er war doch schon so lange in seiner Umgebung.

Die Försterin aber wußte das Gesicht ihres Hans besser zu deuten. Einen einzigen Blick warf sie auf dasselbe, als er unter die Thür der Stube trat und mit einem glücklichen Aufschrei lag sie an seinem Herzen. Das Weh der langen Jahre sank in einem Augenblick in die Nacht des Vergessens und Frieden und Glück hielten ihren Einzug in das stille Jägerhaus im Wolfsgrund.

Leopold von Dessau war, als die beiden Justiz's von ihm in Gnaden entlassen worden waren, noch eine Weile allein sitzend in seinem Kabinett zurückgeblieben. Sein Werk war erst zur Hälfte vollbracht, denn in seinem Innern regte sich ein bitterer Groll gegen seinen Hofjungen Henoch Samion Gauer, der in der traurigen Familiengeschichte eine so zweideutige Rolle gespielt hatte. Wie gern wäre der Fürst mit aller Energie zwischen die unsauberen Machinationen des Wucherers getreten, wenn nur nicht gewisse Rücksichten ihn davon abgehalten hätten.

Aber es war damals ein gar eigenhümliches Ding um die Gesellschafter der fürstlichen Höfe und auch Leopold von Dessau mußte sich bei ruhigen Nachdenken sagen, daß es im Interesse seiner Beziehungen zu Henoch augenblicklich nicht wohlgethan sei, durch übermäßige Strenge diese Beziehungen abzubauen.

Und doch — etwas mußte geschehen, so ganz ungerührt sollte der Hofjunge nicht davontommen.

Aber wozu war denn sein gelehrter Rath, der Junker von Brittwitz da? Und dieier sollte mit ihm eine Strafe für den Henoch ausspieltiren. — — —

(— folgt.)

## Bunte Zeitung.

\* Ein Millionär als Deckpassagier an Bord eines Dampfers in Gesellschaft mit 485 italienischen Auswanderern auf der Reise nach New-York bildet eine seltsame Verfassung, aber eine solche Reise würde, wenn man einem amerikanischen Blatte Glauben beimessen darf, wirklich unternommen von Mr. Alexander de Viennne, einem bekannten Millionär von Napa City in Kalifornien. Die Geschichte ist eine merkwürdige. Mr. de Viennne kam nach Europa und ließ sich in Monte Carlo nieder. Er war reichlich mit baarem Gelde und einem auf eine bedeutende Summe lautenden Creditbrief versehen. Eines Tages gewann er eine große Summe am Spieltisch. Auf dem Wege nach seiner Wohnung wurde er von einigen Stroichen überfallen, seines Geldes, seiner Juwelen, seines Creditbriefes, aller seiner Legitimationspapiere und sogar seiner Kleidungsstücke beraubt. In diesem Zustande wurde er von der Polizei gefunden, die seiner Erzählung keinen Glauben schenken wollte. Seine Wirthin, deren Rechnung er nicht bezahlen konnte, belegte seine Effecten mit Beschlagnahme und der arme Millionär wanderte in Lumpen und ohne

einen Feinig Geld nach Nizza, wo er Freunde zu finden hoffte. Auf dem Wege erzählte er mehreren Engländern seine Schicksale, aber infolge seines schabigen Aussehens wollte ihm niemand Glauben schenken. In Nizza harrete seiner ein noch schlimmeres Geschick. Seine amerikanischen Freunde, die er dort zu finden hoffte, waren bereits abgereist. Er wurde wegen Beteluels verhaftet, da er keine Existenzmittel aufweisen konnte, wurde der kalifornische Millionär zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt, nach deren Verbüßung er als Deckpassagier mit italienischen Drehorgelspielern zusammen nach Amerika zurückgeandt wurde. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß selbst der amerikanische Consul in Nizza dem Millionär nicht zu helfen vermochte, infolgedessen wohl einige gesunde Zweifel an der Wahrheit der Geschichte erlaubt sind. (Aus der Telegraph? D. H.)

CE. Eine barmherzige Samariterin im edelsten Sinne des Wortes ist Miß Kate Marsden, die sich gegenwärtig in Moskau befindet, um Vorbereitungen für eine beschwerliche Reise nach Sibirien zu treffen. Sie beabsichtigt nämlich, einen langbegehrten Plan, der den lautersten Muthwillen entzündet, zur Ausführung zu bringen und sich ganz der Pflege der armen Depra-

Kranken (Auswärtigen) in Sibirien zu widmen. Die entlegenen An siedelungen will sie aufsuchen, um aus eigener Anschauung die Lage und die Existenzbedingungen der Verbannten und der Kranken, die durch ganz Sibirien zerstreut sind, und unter denen sich zahlreiche Weiber und Kinder befinden, kennen zu lernen, sie will ihnen Wärterin und Trösterin zugleich sein. Schon früher sind die Liebeswerke der Witw. Marsden, besonders ihre aufopfernde Thätigkeit zum Wohle der Gruben- und Minenarbeiter auf Neu-Seeland in allen Tonarten gepriesen worden, und Sir William, der frühere Gouverneur der Insel, hat sie in seinen Berichten an die englische Regierung eine Wohlthäterin der Menschheit genannt. Während des letzten russisch-türkischen Krieges war Witw. Marsden dem 68. Feldlazareth der russischen Armee als Krankenpflegerin zugetheilt. Für die Hülfeleistungen, welche sie damals den Verwundeten, sowohl russischen als türkischen gewährte, wurde sie von der Kaiserin von Rußland mit dem Ehrenzeichen der Gesellschaft vom Rothem Kreuz dekoriert und erst jüngst wurde sie von Seiten ihrer hohen Beschützerin durch Verleihung einer eigens für sie geprägten Medaille ausgezeichnet. Auch ihre Mission in Sibirien steht unter dem besonderen Patronat der russischen Kaiserin. Jeder Menschenfreund muß wünschen, daß diese Mission gelinge, und daß Witw. Marsden aus den Schrecknissen Sibiriens wieder glücklich in ihre Heimath zurückkehre.

\* **Das Wunderbare.** Schnoffer: „Um Gottes willen, Kosler, was ist dir denn gesch'hn? Du siehst ja aus so blaß wie e leerer Dominostein!“ — Kosler (außer Athem): „Sch bin — droben ge — weien beim Baron von Kra — happfelder, um einzufassiren e fälliges We — hechtelche —“ — Schnoffer: „Dat er dir was gethun?“ — Kosler (nickend): „So — be — be — haßt hat er mir!“

\* **Amerikanisch.** In einer überseeischen Zeitung liest man folgendes Gesch.: „Ausrufer für Verteilungen werden verlangt. Derjenige erhält den Vorzug, der zugleich als Rauchredner mitbieten kann.“

\* **Ein Milderungsgrund.** „Entsetzlich, Johann, Sie haben ja einen Hauch!“ — „Ja, gud' Frau!“ — „Ist aber ein ehrlicher, selbst bezaubelter, und keiner von Ihrem Wein — gestobener!“



## Wissenschaft. Kunst. Literatur.

### Das Patti-Konzert in Berlin.

h. Berlin, 6. Febr. nachts.

Der Subskriptionsball im Opernhause, der Ball des corps de ballet in Kroll's Theater — und doch an demselben Abend ein gedrängt voller Saal in der Philharmonie. Veritene Schulleute hielten die ganze Dessauer Straße besetzt und bemühten sich, in die unübersehbare Wagenreihe Ordnung zu bringen. Von 1/2 Uhr an strömten sie herbei, die Glücklichen, die 20 Mk. für einen Parquetplatz und noch einen Zuschlag für den Wagen aufwenden konnten; viel früher aber schon hatte sich die profane Menge eingefunden, die nur 3 Mk. für einen Stehplatz erübrigen konnte. Ein Publikum, wie man es so glänzend und so interessant selbst in Berlin selten sieht. Die Sängerin aber, deren Name sie alle herbeigelockt hatte, war — Adalina Patti. Zwei Konzerte hatte sie angekündigt, aber auf dem tüchtigen Kermelmal hatte sich die Diva erkället, das erste Konzert mußte abgelagt, 26.000 Mk. mußten den Billetinhabern herausgezahlt werden. Nun aber war sie doch gekommen, nach langen Jahren zum ersten male wieder, im Hotel Bellevue war sie abgestiegen und die Interviewer waren auf ihrer Fahrt. Heute morgen war kein Stehplatz mehr zu ergattern und der freundlichen Einladung eines Billetinhabers, ihm — achtzig Mark für eine Karte zu zahlen, konnte ein armer Hungerkandidat doch nicht gut nachkommen. Aber der Zufall war gnädig und ich fand noch einen erträglichsten Vogenplatz, zu dem man sich freilich durch die Subskriptionsballtoiletten unserer lieben Damen hindurchwinden mußte. Die vom Professor Busoni, einem vortrefflichen Pianisten, geschmackvoll vorgetragene Bach'sche Fuge verschwand spurlos in der Erwartung der großen Sängerin. Wie wird sie aussehen? Sie ist ja am 19. Febr. 1843, das Theaterkind eines Stilianers und einer Kömerin, geboren, fetert also bald ihren achtundvierzigsten Geburtstag. Und wie wird die Stimme sein? Die Patti hat ja mit sieben Jahren die Karriere einer Konzertsängerin, mit fünfzehn die einer Bühnensängerin begonnen; dem Zahn der Zeit, meinte ein angeblühter Witzbold, kann auch solche Goldfische nicht widerstehen. Aber da kam sie auch schon — klein, zierlich, das zarte Gesichtchen anmutig wie stets, doch nicht ohne die Spuren des ungalanten — Nichtmehrjungseins. Aber die Toilette! Eine erdbeerfarbene Sammetkappe, das Tablier von gebühtem Damast, über und über mit Diamanten gestickt, Diamanten im Haar, Federn und Diamanten an der Corrage und am Rock, ein dreifingerbreites

Brillanten-Kollier um den noch immer schönen Hals, eine Fülle von Orden, die einen Hofmarschall neidisch machen könnten, einen Strauß von Maiblumen und Rosen in der Hand — die ganze kleine Person mit den schelmischen Augen wie eine glitzernd bezaubernde Schlange. Erste Beifallsfalbe, dann tiefe Stille: die Arie aus Rossini's längst verbesserten Semiramis. Schon vor Jahren hat der feine Musikkritiker Eduard Hanslick es gelagt, daß diese Musik nur noch von der Patti gesungen werden kann. Die Kunst dieser unvergleichlichen Sängerin ist die alte, und wenn man bedenkt, wozu man erst nachträglich Muße findet, daß die Stimme namentlich in der Höhe nicht mehr die junge ist, so möchte man glauben, daß dieses Naturgenie noch hingelernert hat. Die Technik der Adalina Patti, ihr künstlerischer Geschmack, die untrügliche Reinheit ihres Tones, ihr siebzehn Takte in einem Aktem aushaltender Triller: alle diese Dinge sind ihr in unverletzter Meisterschaft treu geblieben. Drei Arien hatte sie angekündigt — sie erhielt dafür bekanntlich das bezeichnende Normalgehalt von 10,000 Mark! — und drei weitere Stücke gab sie zu. Den tiefsten Eindruck erzielte sie durch die Süßigkeit des Tons in P. Lotows irischer Volksweise von der letzten Arie. Auch die Fälschenerie aus Donizetti's „Lucia“ gab der Sängerin, die gefährliche Höhen heute freilich ängstlicher meiden muß als Marcella Sembrich, die Erbin ihres Ruhmes und ihrer Honorare, Gelegenheit, in den Staccati, in den Gängen mit der Flöte zu zeigen, daß sie noch immer einzig, noch immer die diva assoluta aus dem Konservatorium uneres lieben Herrgotts ist, wie Heine einst Stalten genannt hat. Nachdem der bekannte Geiger Waldemar Meyer Herrn Busoni abgelöst hatte, ließ Adeline zur allgemeinen Ueberaschung Franz Schubert's „Ständchen“ erklingen. Ein deutsches Gedicht, vom deutschen Komponisten einer deutschen Sängerin gewidmet, und nun in italienischer Sprache von einer Italienerin vor einem deutschen Publikum gesungen! Ein kühnes Wagnis, aber es gelang über Erwarten, trotzdem diese stürmende Sehnsucht einer dramatischen Stimme — wir denken dabei zunächst an Rosa Sacher! — mehr entgegenkommt. Der berühmteste Ständchen-Sänger, Albert Niemann, flüchtete der Künstlerin aus dem Lande der Orangen enthusiastischen Beifall zu. Leider bekamen wir das Glanzstück der Patti, die große Traviata-Arie, nicht zu hören, wohl aber den Travourwalscher „Il bacio“ von Ardit, den hier stolze Meisterschaft zu adeln wußte. Die letzte Gabe war das „Stabat mater“ von Rossini. Trotzdem die Eigenart der Künstlerin in dieser feierlich getragenen Weise nicht ganz zur Geltung kommt, steigerte sich nach diesem Stück der Beifall, der schon vorher unheimliche Dimensionen angenommen hatte, zu wahren Paroxysmus. Blumen, Kränze, Tosen; das dauerte eine Viertelstunde, der Saal war noch gefüllt, und doch hatte Adeline schon heimlich das Haus verlassen, um, draußen mit Hoch- und landsmannschaftlichen Gubba-Rufen begrüßt, dem nahen Hotel entgegenzuroffen. Wer den Abend miterlebt hat, der hat eine Künstlerin gehört, die, ob sie auch nicht mehr im ungeschmälerten Besitze ihrer einst so berückenden Stimmittel ist, auch heute noch nicht ihres Gleichen hat auf deutschen und auf wälischen Opernbühnen. Was Hanslick vor zehn Jahren, auch damals schon in Nüchternem an verlungene Herrlichkeiten, schrieb, das gilt noch heute: „In allen Aufgaben, welchen die Grenzen ihrer Stimme und ihrer Individualität nicht berühren, bleibt uns die Patti ein unerreichtes Muster und eine unnachahmliche Natur!“ Darin, in dem Zusammentreffen erlebtester Kunst mit einer runden und reichen Persönlichkeit, berührt ihr Reiz und ihr unwiderstehlicher Zauber, dem sie es dankt, daß sie — ein noch nie dagewesener Fall! — noch achtundvierzigjährig Geld und Vorbeeren erwerben und verdienen kann, und daß die Matrone noch die Menge fasciniert, wie es das siebenjährige Kind in der italienischen Oper des Impresario Umann in New-York vermochte.

## Dresden, 5. Febr. In unserer Hofoper hat man jetzt — eine Folge der nach einem übermäßigen Wagner-Kultus naturgemäß beginnenden Reaktion — auf ein lustiges Singpiel früherer Zeit von bewährter Zugkraft zurückgegriffen: auf den Dorfbarbier“ des wiener Komponisten Joh. Schenk (geb. 1753, gest. 1836). Dieses volkstümliche Lebensbild aus milderer Vorkriegszeit mit seiner naturschlichten, aber melodisch ansprechenden Musik und seinem herben, aber gesunden Humor war f. B. Gemeingut fast aller deutschen Bühnen. Der Versuch, den „Dorfbarbier“ zur jetzigen Faschingszeit wieder zu beleben, ist gestern hier günstig aufgenommen und ward das Publikum sowohl durch die Art und Weise, wie der alte Wunderdoktor (Dr. Decarli), der im Schinken ein „arcanum miraculosum“ gefunden, um sein reizendes Mündel (Fr. Boffenberg) betrogen ward, als auch durch die harmlosen Späße und Witzchen seines dummfidelen Gehilfen Adam (Fr. Schubert) in die heiterste Stimmung verlegt. „Und das war gut!“

